

Harry Buttersooner

Persona non grata

Olaf Perle hat viele Menschen getötet in seinem Leben. Die meisten davon im Krieg, aber das zählte nicht. Was zählte, war der Tod eines Studenten, der Olafs Mädchen während einer Feier zur Gründung der Bundesrepublik unter den Rock gefaßt hatte. Olaf sprach scharfe Worte, aber mit Worten konnte sich der Student besser aus. Gedeämtigt folgte ihm Olaf ins Pissoir des Lokals, und als er an den Tisch zurückkehrte, lag der junge Mann tot in einer Ecke. Erschlagen mit einer Dornkaatflasche. Pech für Olaf, daß der Student der Sohn eines Landgerichtspräsidenten war, der sich durch harte Arbeit im Dienste der Gerechtigkeit schon bei den alten Machthabern einen Ruf erworben hatte und der gerade dabei war, sich beim Wiederaufbau des Rechtswesens im Lande verdient zu machen. Das Landgericht in Köln verurteilte Olaf Perle wegen heimtückischen Mordes aus niederen Beweggründen zu lebenslanger Haft. Er solle froh sein, daß die Todesstrafe abgeschafft sei, gab ihm der Richter mit auf den Weg. Seither saß Olaf im Zuchthaus. Sein Knastalter beginnt mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland. Von Olafs Familie hatte der Krieg nicht viel übriggelassen. Der Vater war in Rußland geblieben, die Mutter und die beiden jüngeren Schwestern starben während eines Bombenangriffs auf Köln. Eine weitere Schwester schrieb erst Mitte der 60er Jahre aus Kanada. Da saß Olaf schon mehr als 15 Jahre, und der Kalfaktor stand seinem Herzen näher als die Schwester. Er hob den Brief auf, beantwortete ihn aber nie. Die Untersuchungshaft verbrachte er im Kölner Klingelpütz, wo zuvor Zigeuner, Juden und Schwule ihren Haß in die Wände gekratzt hatten. Dann kam er ins Zuchthaus nach Rheinbach, wo das einzige mobile Mobiliar ein Scheißkübel war und während der ersten zwölf Monate das einzige Buch die Bibel. In der Anstaltsschusterei („Wenn Wände erzählen könnten.“ S.30)

zwang man ihn, lederne Sohlen zuzuschneiden, für 4.30 Mark im Monat. Wer fleißig war, bekam zusätzlich drei Zigaretten pro Tag. Neben ihm arbeitete ein ehemaliger Wehrmachtsoffizier, den man wegen diverser Kriegsverbrechen zu acht Jahren verurteilt hatte. Die Wärter redeten ihn mit »Herr General« an, und nach Verbüßung der Halbstrafe wurde er wegen guter Führung entlassen. Weil Olaf sich nicht gut führte, weil er eines schlechtgelaunten Tages die Schusterwerkstatt mitsamt dem beamteten Schustermeister verwüstete, steckte man ihn in den Bunker. Dort verweilte er acht Jahre.

Im Bunker machte Olaf die Entdeckung, daß Wände reden können. Nach zwei Jahren hatte er es sich zur Gewohnheit gemacht, sich mit seinen vier Wänden zu unterhalten. Er fand heraus, daß jede eigene Geschichten erzählte und ihr eigenes Gesicht hatte. Am liebsten unterhielt er sich mit der Wand, an der seine Pritsche festgeschraubt war, welche tagsüber hochgeklappt wurde. Wenn er so dalag und aus geringem Abstand auf die Wand starrte, ohne die Augen zu synchronisieren

und ohne zu focussieren, geriet die fraktale Struktur aus Verputz und gelblicher Farbe mit einem Mal in Bewegung, und aus der Tiefe des Gemäuers wuchsen glasklare Bilder hervor. Mal schwebte da ein Ballett aus Seepferdchen, mal zogen seltsame Planeten ihre Bahn. Niemals kehrte dasselbe Bild wieder. Darin lag etwas zutiefst Beruhigendes für Olaf. Die Pritschenwand war sein Kino, und nie wurde dort ein Film zweimal gezeigt. Dagegen war die gegenüberliegende Totemwand wortkarg. Meist blieb sie stumm. Wochenlang war ihr oft kein Geheimnis zu entlocken, nie drang ein Laut durch sie hindurch. Aber wenn Olaf lange reglos auf der Pritsche saß, mit untergeschlagenen Beinen, und hinüberstarrte, insbesondere wenn die Dämmerung durchs Fenster kroch, dann fanden mit einem Mal Kratzer und Vertiefungen, Flecken und Butterkleckse zusammen, und das geschnitzte Gesicht eines Totempfahls grinste ihn an. Mit der Zeit entdeckte er, daß die Wand voller Grimassen steckte. Gesichter von Löwen und Menschen, von Vögeln und Insekten. Diese Gesichter verschwanden zwar wieder aber meist gelang es Olaf, sie wiederzufinden. Auch das beruhigte ihn:

Die übrigen Wände waren durchbrochen. In einer war die schwere Eichentür verankert, in der anderen das doppelt vergitterte Fenster, („Wenn Wände erzählen könnten.“ S.31)

durch welches ihn im Sommer gegen Abend die untergehende Sonne mahnte. Tür und Fenster erschienen Olaf wie Wunden, durch die er schmerzhaft mit der Welt da draußen verbunden war. Die Wand mit der Tür war unberechenbar undurchsichtig, eine verschlagene Lügnerin, wie Olaf feststellte. Dinge, deren Bedeutung ihm nie ganz klar wurde, wurden hinein- und hinausgegeben. Schwer zu durchschauende Gesichter tauchten auf, Wörter von Wärtern und Kalfaktoren drangen herein, deren Unaufrichtigkeit noch lange nachhallte. Würde es je ein Ende des Glücks und des Elends geben, soviel war Olaf klargeworden, es käme durch die Tür. Je länger er in der Isolationszelle saß, um so mehr fürchtete er die Wand mit der Tür.

Die Fensterwand hingegen redete Klartext. Sie schenkte ihm ein Stückchen Himmel, zuweilen einen Vogel, der unter den Wolken durchstrich, und nächtens ein paar Sterne. Das vergitterte Loch in der Wand erinnerte Olaf beständig daran, daß die Welt groß und seine Zelle klein war. Die dicken Eisenstäbe unterlegten die Botschaft von Leben und Freiheit mit einer sarkastischen Note. Im Krieg, so dachte Olaf, kommt das Ende in Form von Eisen ins Fleisch. Im Zuchthaus erstickt das Eisen die Seele. Um sich gegen die Fensterwand zu wehren, hatte er es sich angewöhnt, sie zu beschimpfen. Lautstark und vor allem nachts. »Pharisäer!« brüllte er, »Verräter!«

Bis ihn eines Tages ein Rollkommando ins Lazarett schleppte, wo ihm ein Wärter ein weißes Kittel durch die blaue Hose hindurch eine großkalibrige Spritze in die Arschbacke setzte, welche Olaf die Erinnerung an den Gründungstag der Bundesrepublik nahm. Der Zuchthausdoktor hörte sich die Geschichte von dem Mann, der mit der Wand redete, an, und seine Diagnose lautete: »Ballaballa«.

Man schaffte Olaf ins Irrenhaus nach Andernach, wo sie eine kombinierte Therapie aus Elektroschocks und Betonspritzen für ihn parat

hatten. Zu dieser Zeit war Olaf schon zehn Jahre eingesperrt. In Kuba verjagten der Fidel und der ehe gerade den Batista, und in Deutschland wurde wieder Geld verdient. 1963, nach vier erinnerungslosen Jahren in der Klapsmühle, wurde Olaf wieder in ein Zuchthaus verlegt, sicherheitshalber ins bayerische Straubing. Sie hatten einen anderen Menschen aus ihm gemacht. Er redete nun nicht mehr mit den Wänden („Wenn Wände erzählen könnten.“ S.32)

den. Die meisten Haare hatte er verloren, und zwei tiefe Falten durchfurchten senkrecht sein Gesicht. Erfreut stellte der Straubinger Gefängnisdirektor fest, daß Olaf keinerlei Reue mehr zeigte. Klaglos verrichtete er seine Arbeit in der Gärtnerei, wo man ihm ein gewisses Talent beim Jäten von Unkraut bescheinigte. Inzwischen hatte man quer durch Berlin eine Mauer und quer durch das Land einen Zaun gezogen. Die Turbulenzen der Sechziger überstand er schadlos. Die Beatles und der Vietnamkrieg gingen ihm gleichermaßen »am Arsch vorbei«, wie er sich seinem Wärter gegenüber ausdrückte. Nicht am Arsch vorbei ging ihm Knut L., ein 20jähriger Schwuler, der einen Freier erstochen hatte, für volljährig erklärt und anschließend zu lebenslang verurteilt worden war. Olaf und Knut bezogen eine Doppelzelle, und es kehrte so etwas wie ein geregeltes Sexualleben in ihren Alltag ein. Verwirrung kam erst wieder in Olafs Leben, als der Bundespräsident plötzlich nicht mehr Lübke, sondern Heinemann hieß und der Brandt ans Ruder kam. Auf einmal sollte das Zuchthaus kein Zuchthaus mehr sein, sondern eine Justizvollzugsanstalt. Olaf war längst stolz darauf, ein Zuchthäusler zu sein, ein Straubinger obendrein, denn wer hier klarkommt, philosophierte er einmal, der könne es sich auch in der Hölle behaglich richten. Dann begannen die Wärter die Gefangenen mit »Sie« anzusprechen, was Olaf bloß belustigte. Im Laufe der Jahre hatte er für sich durchgesetzt, alle Menschen gleichermaßen zu duzen, was vom Anstaltsleiter bis zur Ärztin akzeptiert zu werden schien. Inzwischen blickte er auf mehr als 20 Jahre Knast zurück, und zusammen mit dem »Vampir von Nürnberg« und dem »Kartoffel-Sepp« gehörte er zu den dienstältesten im Haus. 1974, in Amerika warfen Nixon und seine Ganovenbande gerade das Handtuch, feierte Olaf seinen fünfzigsten Geburtstag und gleichzeitig das silberne Knastjubiläum. Der Pfarrer und der Psychologe waren sich einig, daß man langsam seine Entlassung ins Auge fassen müsse. Voraussetzung für eine Haftentlassung sollten intakte soziale Bindungen sein, und da Olaf draußen keine Bindungen mehr hatte, keinen Menschen, der ihn besuchte oder der ihm schrieb, vermittelte der katholische Gefängnispfarrer ihm ein christliches Ehepaar, welches ihn schon bald besuchen kam. Als nach dem zweiten Besuch der Frau ein goldenes Armband fehlte, war es mit der Nächstenliebe der guten Leute vorbei. Die Sache („Wenn Wände erzählen könnten.“ S.33)

konnte zwar nie aufgeklärt werden, aber Olafs Entlassung war vorerst kein Thema mehr.

Weitere Jahre plätscherten dahin, und im Mai 1979 machte Olaf die Dreißig voll. Seitens des Justizministeriums begann man nun, ihn zu drängen, er möge ein Gnadengesuch stellen. Der Anstaltsleiter signalisierte

ihm, daß er mit seiner Entlassung rechnen könne. Er bot ihm an, ihn in einem Männerwohnheim in Regensburg unterzubringen. »Gnade?« fragte Olaf erstaunt, »wofür Gnade? Damals bei meinem Prozeß, da habe ich um Gnade gebeten. Jetzt brauche ich Eure Gnade nicht mehr, die kannst Du Dir an den Hut stecken!« Damit war auch diese Initiative gescheitert.

Die Gefangenen hatten sich längst an Olaf gewöhnt. Er kannte sich im Zuchthaus aus wie kein zweiter. Sein Angesezter war immer sauber und unverschnitten. Von illegalem Dope hielt er sich fern. Daß er beim Zocken gelegentlich beschiß, nahm ihm außer dem gerade Beschissenen keiner übel. In biorhythmischen Zyklen beschimpfte er Mithäftlinge als Penner und Parasiten, ungeliebte Wärter als Abschaum und Faultiere. Die ersten lachten über ihn, letztere versuchten ihn zu ignorieren. Olaf war halt Olaf, und vor dem Hintergrund dessen, was man über ihn und sein Leben wußte, scheute sich jeder, ihn anzugreifen oder gar zu beschuldigen. Alle spürten, daß sich Olafs Leben jenseits von Schuld abspielte. Man sah in ihm daher weniger einen Menschen als ein Phänomen. Gleichwohl stellte das soziale Phänomen »Olaf« für die Justiz ein Problem dar. Erschreckt stellte der Knastpsychologe Blaubart, den man mit der Ausarbeitung eines positiven Entlassungsgutachtens betraut hatte, fest, daß das zwölfseitige Urteil in Olafs Akte bis zur Unleserlichkeit vergilbt war. Die Antwort vom Kölner Landgericht, an das sich Blaubart mit der Bitte um Zusendung einer Ablichtung des Originals gewandt hatte, verstärkte die Aufregung: auch das urschriftliche Urteil war inzwischen vergilbt. Offenbar wurden Farbe und Qualität des Papiers im Jahre 1949 den Anforderungen der Justiz an ihre Haltbarkeit noch nicht gerecht. Eine weitere Kopie war nirgends aufzutreiben. Im Falle des Olaf Perle kam nun behördlicherseits Hektik auf. („Wenn Wände erzählen könnten.“ S.34)

Ende der Achtziger waren der Kartoffel-Sepp und Olaf die einzigen Gefangenen im Land, die mehr als vierzig Jahre auf dem Buckel hatten. Das störte die Statistik. Bei aller Verpflichtung zur Gerechtigkeit, man will nicht Unmensch sein bei der Justiz. Es wehte ohnehin ein Wind der Freiheit: In Berlin baute man die Mauer wieder ab, und im Land rollte man den Zaun auf. Was aber tun mit dem Mann, der die freiheitlich-demokratische Grundordnung bloß aus dem Knast heraus erlebt hatte? Ganz abgesehen davon, daß Olaf im Sommer 89 das Rentenalter erreicht hatte und jedermann ihm den sorgenfreien Lebensabend gönnte. Wieder mußte der Pfarrer einspringen. Ein Altersheim in Zwiesel erklärte sich nach anfänglichen Bedenken bereit, den alten Mann aufzunehmen. Fast zwei Jahre benötigte Olaf noch, um sich mit dem Gedanken anzufreunden. Wer einmal mit seiner Heimat verwurzelt ist, dem fällt es schwer, in die Fremde zu ziehen.

Aber im Mai 1994, kurz vor Olafs siebzigstem Geburtstag, nach exakt 16.639 Tagen und Nächten in Zuchthäusern und Irrenanstalten, nach 114 Elektroschocks und 17 Betonspritzen, nach 121 Disziplinarmaßnahmen und mit 1.010 Mark an Erspartem in der Hosentasche, verläßt er im grauen Gefängnis-Kleinbus in Begleitung des Pfarrers Hintermeier und des Justizhauptsekretärs Nossak das Straubinger Zuchthaus, und als der Bus durch die Sicherheitsschleuse gewunken wird,

schaut Olaf dem Pfarrer ins Gesicht und sagt: »Wenn das mal gut geht.«

(Auszug aus der gleichnamigen Erzählung des Autors, einsehbar bei der Dokumentationsstelle Gefangenenliteratur der Universität Münster, Philippistr. 17,48149 Münster)